

Versuche, ihn durch Umbildung weltlicher Lieder, was Heinrich Knautz unternahm, wieder zu wecken, gelingen nicht immer. Nur wenige trafen den Ton des Volksliedes, so Nikolaus Hermann, der „alte Kantor“ in Joachimstal, und sein Freund und Pfarrherr Johann Matthaeus, dessen Predigten jener in Verse kleidete, oft auch Bartholomäus Ringwaldt.

Als Gregor Corner, Abt zu Göttweig, 1631 sein katholisches Gesangbuch verfaßte, fand er, daß viele Lieder katholischen Ursprungs ohne den sonst üblichen Vermerk „christlich korrigiert“ in protestantische Bücher aufgenommen worden seien; aber auch die Katholiken haben von den Protestanten Lieder oder doch deren Form entlehnt. Die Entscheidung über die Priorität läßt sich oft schwer fällen; denn die Lieder wurden als gemeinsames Gut angesehen, auf fliegenden Blättern verbreitet, gingen von diesen in die Gesangbücher und von diesen wieder in fliegende Blätter über. Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts trat ein konfessioneller Purismus ein, der jedoch nicht so streng war, daß er die Gütergemeinschaft aufgehoben hätte. Übrigens trat bei den Katholiken die Pflege des Kirchenliedes zurück, als es die Protestanten zu einem Teile der Liturgie machten; man wollte dadurch den religiösen Gegensatz zum Ausdruck bringen. Doch völlig verstummt auch damals das katholische Kirchenlied nicht und, angeregt durch das Beispiel der Protestanten, begann man die alten Lieder, von denen bis 1534 eine große Zahl gedruckt worden waren, zu sammeln und in Gesangbüchern zu bearbeiten.

So gab 1537 der Stiftspropst zu Halle, Michael Behe, eine Sammlung von Liedern samt den Melodien heraus, zu der nebst anderen auch der Ratsherr Kaspar Querhauer beigetragen hatte. Weitere Gesangbüchlein verfaßte Georg Witzel, der, 1501 zu Fulda geboren, nach mancherlei Lebensschicksalen als Rat des Kaisers Maximilian 1573 gestorben ist. Von Bedeutung für die Folgezeit wurde das 1567 erschienene Gesangbuch des Ulmüher Domdechanten Johann Leisentritt; es folgten (1581) ein Gesangbüchlein des Christoph Hecyrus, die Übersetzungen des ganzen Pfalters von Rutger Edingius und Kaspar Bienbergius, Pfarrer in Kaiserswert (gest. 1617), die Lieder des Zisterzienserordens, gesammelt von Leonhard Kethner (1555), und eine Reihe anderer Liederbücher, deren Herausgeber sich nicht genannt haben.

3. Satire und Polemik im Reformationszeitalter.

Sobald in dem religiös-sittlichen, gesellschaftlichen oder politischen Leben der Völker eine Zeit des Niederganges eintritt, erblickt die Satire. So in Deutschland zur Zeit der Vorbereitung und des Ausbruches der kirchlichen Umwälzung. Mit rücksichtslosem Freimut geißelte Geiler in Predigten die vorhandenen Schäden; Brant suchte mit seinem Narrenschiff die Welt zu bessern. Unmittelbar an beide schließt sich der Franziskanermönch Thomas Murner an, der geistreichste und redegewandteste Gegner Luthers. Er besaß die Bildung seiner Zeit in weitem Umfange; er war des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen kundig, las an drei Fakultäten, verfaßte theologische, philosophische und juristische Schriften, erfreute sich großer Beliebtheit als Kanzelredner und griff, mit der Tagesliteratur vertraut, als schlagfertiger Publizist in die großen Fragen seiner Zeit ein. Seine dichterische Begabung haben die ungünstigen Verhältnisse der Zeit auf das Satirische hingedrängt und nur in einigen lyrischen Gedichten ruhig sich entfalten lassen. Im Gegensatz zu der vielfach verzweigten Wirksamkeit Murners steht das Geschick, das ihm beschieden war. Humanisten, Welt- und Ordensgeistliche, Juristen und die Anhänger Luthers waren bemüht, ihn zu verunglimpfen. Kein Wunder daher, daß das Bild des Mannes, solange man die Farben dazu allein den Schmähschriften seiner Zeit entnahm, nur ein Zerrbild werden konnte. Erst die neuere Forschung hat darin Licht und Schatten verteilt und Murner als einen des Rechtes sich bewußten und ehrenfesten Charakter und als einen unermüdet strebenden Gelehrten geschildert, der stets mit Schmähungen abgefertigt, nie aber widerlegt wurde. Vermutlich 1475 zu Oberehnheim im Elsaß geboren, siedelt er einige Jahre später mit seinen Eltern nach Straßburg über, wächst dort auf, tritt 1491 in den Franziskanerorden und verbringt in dieser Stadt den verhältnismäßig größten Teil seines ruhelosen Lebens. Zum Priester geweiht und für höhere Studien bestimmt, besucht er lernend und lehrend verschiedene Universitäten, so Freiburg, Paris, Krakau, Wien, Rostock, Prag, Köln und Basel, wo er 1518 den juristischen Doktorhut sich erwirbt, nachdem

er schon 1506 in Freiburg zum Doktor der Theologie promoviert worden ist. Nicht minder als sein Verneiner führen ihn auch sein Beruf als Prediger und Angelegenheiten seines Ordens in verschiedene Städte Deutschlands und über dessen Grenzen hinaus. Nach seiner Rückkehr aus Italien (1519) greift er in die literarischen Streitigkeiten ein, die sich an Luthers Reformation angeschlossen, und geht 1523 nach England, wo ihn König Heinrich VIII. freundlich aufnimmt. Nach Straßburg zurückgekehrt, flüchtet er sich 1525 vor den aufständischen Bauern nach Luzern, muß es aber wegen seiner Polemik gegen die Zwinglianer bald wieder verlassen; bei dem Religionsgespräch in Baden tritt er neben Eck als Redner auf und findet nach längerem Herumirren in Oberehnheim eine Stelle als Pfarrer, in der er 1537 stirbt. (Abb. S. 382.)

Als Schüler Jakob Lochers kannte Murner den Wert der humanistischen Studien und empfahl sie den Theologen, mit deren scholastischer Methode er sich nicht befreunden konnte. In Krakau las er ein ästhetisch-literarisches Kolleg, in Freiburg eines über Vergil, dessen Aeneis er in deutsche Verse übertrug, um sie dem Kaiser Maximilian zu widmen, der ihn 1505 mit dem poetischen Lorbeer geehrt hatte. Seine Studenten suchte Murner in die Prosodie der Alten einzuführen und veranschaulichte ihnen die Quantitätsregeln in Form eines Schach- oder Puffspiels, nachdem er schon früher als Lehrer der Logik in Krakau das Kartenspiel für diese nutzbringend gemacht und in der Schrift *Chartiludium Logicae* (1507) die Anleitung dazu gegeben hatte. Trotz seiner freundlichen Stellung zum Humanismus hat er dennoch seine Vertreter im Elsaß gegen sich erbittert, als er, ein Gegner der pädagogischen Reformpläne Wimpbelings, dessen *Germania* angriff und in seiner *Germania nova* im Gegensatz zu ihm die ehemalige Zugehörigkeit des Elsaß zu Frankreich behauptete, dabei aber das Recht der Franzosen auf die Wiedergewinnung des Landes zurückwies. In Schmähschriften wurde er verschiedener Lasten beschuldigt, sein Name in „Murnar“ verzerrt (1502) und sein Latein verspottet. Mangel an Sachkenntnis warfen ihm später (1519) auch die Juristen, insbesondere der berühmte Ulrich Zasius, vor, als er durch die wörtliche Übertragung des römischen Rechtes ins Deutsche die Rechtswissenschaft dem Volke zugänglich zu machen suchte, und nicht minder erfuhr er den Hohn der zünftigen Rechtsgelahrten, als er die Grundsätze der Jurisprudenz durch Spielfarten seinen Zuhörern beizubringen sich bemühte. Murner erwiderte auf die Angriffe in entsprechender Weise, denn er besaß einen scharfen Blick für die Schwächen seiner Gegner und fand das rechte Wort, sie dem Spotte preiszugeben. Er war ja ein Meister der Satire und bediente sich ihrer nicht bloß in lateinischen Schriften, sondern auch auf der Kanzel und in seinen deutschen Dichtungen, hier ein Nachahmer Brants, dort Geilers von Kaisersberg.

Schon Geiler pflegte seine volkstümlichen Predigten an Vorgänge aus dem täglichen Leben anzuknüpfen, um sie dann in überraschender Weise allegorisch auszulegen. In ähnlicher Weise deutet Murner in seinem Gedichte *Eine andächtige geistliche Badenfahrt* (1511) die einzelnen Vorgänge beim Baden, das Ablegen der Kleider, die Waschung der Füße, des Leibes usw. auf die Reinigung des Sünders durch Christus. Dem Dichter war es damit Ernst und fern lag ihm jeder satirische Gedanke, denn er hat das Gedicht in frommer Stimmung während der Muße, zu der ihn eine Badekur zwang, zur Erbauung seiner Leser gedichtet und ihm einen Hymnus auf Maria, die Patronin Straßburgs, beigelegt. 1514 erschien das Gedicht, mit Holzschnitten geziert, im Druck; vielleicht hat es Murner auch als Grundlage von Predigten benutzt, wie er denn zu Frankfurt a. M. eine Reihe von Kanzelvorträgen über Gegenstände hielt, die er 1512 in poetischer Form bearbeitete und als *Die Narrenbeschwörung* und *Die Schelmzunft* ihren Weg machen ließ. Und sie haben ihn wirklich gemacht, denn selbst Kaiser Maximilian fand an der Narrenbeschwörung so großes Gefallen, daß er über den Dichter des „zweiten Narrenschiffes“ Erkundigungen einziehen ließ. Das erste hat Murner für die beiden genannten und die folgenden satirischen Dichtungen als Vorbild gedient. In allen wird durch einen erfundenen poetischen Rahmen eine Anzahl Narren vereinigt; die kirchlichen, gesellschaftlichen und politischen Mißstände, die in ihnen verkörpert erscheinen, werden kapitelweise durch einen Holz-

Von dem grossen Lutherischen Narren wie in doctor Murner beschworen hat. zc.



Titelblatt von „Murner, Von dem grossen lutherischen Narren“ (1522).

Nach dem Exemplar der Kgl. Bibliothek, Berlin.

schnitt dargestellt, dem ein vollstümlicher Spruch als Motto vorausgeht und eine ausführliche Erklärung folgt, bald durch die Toreu selbst, bald durch eine Gesprächszene, oder es ergreift der Dichter selbst das Wort, um die Gebrechen zu verspotten und zu verhöhnen. In der Narrenbeschwörung geht die Abhängigkeit von dem Narrenschiff so weit, daß aus ihm nicht bloß Holzschnitte, sondern auch Verse und Motive herübergenommen werden. Durch die Art der Behandlung aber unterscheidet sich Murner von seinem Vorbilde; er strebt vor allem nach Volkstümlichkeit, meidet daher die klassischen Zitate, schöpft überall aus dem Leben seiner Zeit und übertrifft Brant durch Kraft und Schlagfertigkeit des Ausdruckes, Fülle an Bildern und Reichthum der Sprache, an Erfindung und Wit, aber auch an Schärfe und Persönlichkeit des Spottes, an Derbheit und Rücksichtslosigkeit, die auch jene nicht schont, die Brant wegen ihrer Macht und ihres Ansehens von seinem Tadel ausschloß. Ergrißen vom sittlichen Zorn über die Schwächen und Laster der Menschen, vernachlässigt Murner oft die ursprünglich gewählte Grundanlage und wiederholt Gedanken, die ihm besonders beherzigenswert erscheinen. Die Darstellung wird zuweilen dramatisch; die Verse fließen glatt dahin und verraten die Leichtigkeit, mit der sie ihr Dichter geschaffen hat.

Das Titelblatt der Narrenbeschwörung bildet ein Holzschnitt, der einen in der Badewanne zurückgehaltenen Narren darstellt, den ein Mönch beschwört, worauf die Dämonen in Form kleiner Narren entweichen. Damit ist der Grundgedanke des Buches angegeben. Der Dichter schildert in den beschworenen Narren die Verdorbenheit der Sitten aller Stände und verschont keinen, am wenigsten den geistlichen; der Raubritter, die Fürsten, ja selbst Kaiser und Papst müssen in die Reihen treten. Dieselben Verkehrtheiten, aber in kürzerer Fassung, behandelt die vielleicht früher verfaßte Schelmenzunft. Den Titel und die Vorstellung eines Ordens (Zunft) der Schelme (Toren) entlehnte Murner einer lateinischen Schrift des Bartholomäus Gribus in Straßburg, die das Lächerliche und den Schaden der ausschweifenden Lebensart bei den Studenten darstellen wollte. Murner, von der Schelmenzunft zu ihrem Schreiber ernannt, will jedem Schelm seinen richtigen Platz anweisen, wobei er ihm seine Schelmerei vorhält.

Besonderen Arten von Toren, den Liebesnarren, sind die beiden folgenden Satiren, Die Gäuchmatt, d. h. Narrenwiese, eigentlich Ruckuckswiese, und Die Mühle von Schwindelsheim und Gretmüllerin Fahrzeit, gewidmet. Jene war schon 1514 vollendet, ihre Drucklegung aber erst 1519 möglich geworden; in der Zwischenzeit entstand das zweite Gedicht, das, wenn auch nicht ausschließlich, doch im Grunde dasselbe Thema, nur in kürzerer Fassung und mit anderer Einkleidung, behandelt.

In der „Gäuchmatt“ ruft er „zur Straf aller wißlichen Mannen“ die verliebten und verbuhnten Gäuche und Gäuchinnen auf eine Wiese und läßt ihnen dort durch Venus die 22 Artikel der Gäuchzucht und noch weitere Gesetze von Liebestorheit vorlesen. Dazwischen schildert er verschiedene Narrenarten, insbesondere die Modenarren, und bringt dafür Beispiele aus der biblischen und profanen Geschichte. Zu der „Mühle von Schwindelsheim“ gab ihm eine mit dem Volkswitze behaftete Mühle Schwindrazheim oder Schwingelsheim bei Straßburg die Anregung, dorthin die mit allerlei Schwächen und Verkehrtheiten belasteten wandern zu lassen, und daß er es damit besonders auf die verliebten Narren und Närrinnen abgesehen hat, deutet der Name „Gretmüllerin“, eine vollstümliche Bezeichnung für Buhlerin, an, deren Sterbetag sie zur Begehung der Gedächtnisfeier dorthin beruft.

In bitterer Weise hatte Murner in seinen Satiren die Laster der Laien, aber noch schärfer das ungeistliche Leben der Geistlichen und Mönche gegeißelt und schonungslos ihre Schwächen und Schäden dem Volke gezeigt. Als nun Luther auftrat, hielt er ihn anfangs für einen Verbündeten im Kampfe gegen die Übelstände der Kirche; sobald er aber merkte, daß dieser deren Grundlagen antaste, suchte er ihn durch eine christliche und brüderliche Ermahnung von seinem Beginnen abzuhalten und ließ dieser Schrift noch eine Reihe anderer folgen, um ihn zu widerlegen und zu warnen, durch eine Reform gegen die Kirche eine völlige Zerrüttung der bestehenden Ordnung herbeizuführen. Es ist, als ob er schon im Geiste die Schrecken des Bundeschubs ahnte, die Vorboten des verheerenden Religionskrieges. Um dem Volke über Luthers Absichten die Augen zu öffnen, übersetzt er dessen Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, die den Hauptstoß gegen die Lehre von den Sakramenten führte. Wie die Lutheraner zur Verbreitung ihrer Ideen der Form des Liedes sich bedienen, so verleiht Murner seinem Schmerze über die Folgen der Neuerung tiefbewegten Ausdruck in dem echt volksmäßigen Liede von dem Untergang des christlichen Glaubens. Nur die eine Bitte richtet er darin an die Neuerer, daß sie, wenn sie schon die Heiligen verwürfen, doch Maria behalten möchten.

Er selbst will beim alten Glauben stehen, mit Schwert und Schild gegen den neuen kämpfen, wie ein redlicher Mann, dem eine Burg anvertraut ist, und sollte er bezwungen werden, sich mit dem Bewußtsein trösten, seine Ehre gerettet zu haben. So kann nur ein glaubensfester Mann sprechen, den nicht Rücksicht auf Gewinn, sondern Überzeugungstreue in seinem Handeln leitet. Darum atmen auch Murners Streitschriften, abweichend von den Pamphleten seiner Zeit, den Geist der Versöhnung, und erst als Luther offen gegen die Kirche auftritt und seine Anhänger



Thomas Murner.
Aus der Cavater-Sammlung.

Murner mit maßlosen Schmähschriften überschütten, schlägt auch er die gleiche Tonart an. Von allen Seiten stürmte man mit Satiren auf ihn ein und suchte ihn dadurch zu vernichten, daß man seine Schriften lächerlich machte, seinen Charakter verdächtigte, Lüge und Verleumdung zu Hilfe rief, um ihm alle die Schwächen und Laster anzuhängen, die er einst selbst so herbe verspottet hatte. So wird er in der wahrscheinlich von Joachim von Watt (Vadian) in St. Gallen verfaßten Schrift *Karsthan's* (Bauer mit der Hacke), der volkstümlichen Figur der Reformfreunde in den niederen Volksschichten, als ein greuliches Tier mit Ragenkopf und Drachenschweif dargestellt. Matthäus Gnidus beschuldigt ihn der Zweizüngigkeit und Habsucht und alle möglichen Vorwürfe vereinigt unter Versicherung aufrichtiger Freundschaft die anonym erschienene Satire: *Murnerus Leviathan vulgo dictus Geltnar oder Gensz Prediger*.

Luther selbst nimmt auf Murners Mahnschreiben nur in dem Anhang zur Schrift an den „Bock-Emser“ Bezug, wo er ihn als Schwäger kurz abfertigt. Umsonst wendet sich Murner an Sebastian Brant mit der Bitte, die gegen ihn veröffentlichten Schmähbüchlein unterdrücken zu wollen. Da bot sich ihm Gelegenheit zur Selbsthilfe. Der Franziskaner Johann Eberlin aus Günzburg in Bayern hatte eine Reihe von Flugschriften veröffentlicht, die unter dem Titel *Die fünfzehn Bundesgenossen* in volkstümlichem Stil und mit rücksichtsloser Schärfe die Ausjaugung Deutschlands durch Rom brandmarken und die Grundzüge für eine durchgreifende Neubildung der kirchlichen und staatlichen Verhältnisse entwerfen. Aus diesen Aufsätzen nun schöpfte Murner die Anregung und Einkleidung zu der Satire von dem großen lutherischen Narren, wie ihn Doktor Murner beschworen hat, die er 1522 als Gegenschrift ausgeben ließ. Einheitlich in der Idee, von fast dramatischer Spannung des epischen Aufbaues, sprühend von Witz und Spott, der oft zum beißenden Hohne wird, lebendig und wahr im Ausdruck, ist sie nicht bloß Murners beste Dichtung, sondern auch die geistreichste und einschneidendste Anklageschrift gegen die Reformation, mit der keine Satire jenes Zeitalters sich vergleichen kann. In allegorischer Weise schildert hier Murner das reformatorische Treiben und personifiziert die Gesamtheit der reformatorischen Bestrebungen der Zeit in dem großen Narren, die neugegründete Kirche aber in Luthers Tochter. Die Schrift ist nicht bloß gegen die lutherische Richtung im allgemeinen, sondern auch gegen Murners persönliche Feinde gerichtet und darum wählte er als Motto die Worte, mit denen Luther die kirchlichen Dekretalen verbrannte: *Sicut fecerunt mihi, sic feci eis* (Wie sie mir, so ich ihnen).

Murner tritt zunächst wieder als Narrenbeschwörer auf, und zwar im Franziskanerkleide mit einem Ragenkopf, mit dem man ihn, auf seinen Namen anspielend, zu karikieren pflegte. So kniet er, wie das Titelblatt zeigt (Beilage 67) auf dem großen Narren und zieht ihm aus dem offenen Munde mehrere kleine Narren heraus, von denen zwei schon in der Luft herumfliegen. Der Narr muß sich trotz anfänglichen Sträubens den mächtigen Worten des Beschwörers fügen. Da kommen denn aus dem Haupte die gelehrten

Narren, die das reine Wort Gottes immer vor sich hertragen, die Bibel aber nach ihrem Sinne auslegen, dann aus der Tasche jene, die nach den Gütern der Kirche verlangen; aus dem Bauche kriechen die fünfzehn Bundesgenossen, die praktischen Folgen der Reformation (Abschaffung der Klostergelübde, der Messe, des Fegfeuers usw.), die in ebenso vielen Abschnitten mit beißender Ironie verpötte werden. Indes sind der Bundesgenossen noch nicht genug, um den Feind mit Erfolg anzugreifen. Daher wird auch noch Bruder Reit gerufen, der Vertreter der Landsknechte und Söldner, und mit ihm erscheinen drei Reißige, wahrscheinlich Personifikationen lutherischer Schmähschriften; den Troß bilden die gegen das Papsttum verbreiteten Lügen. Billig wird zum Hauptmann dieses Heeres Luther gewählt, der sofort die Fahnen verteilt; das Fußvolk erhält das Banner „Evangelium“, die Reißigen die „Freiheit“, der Troß das dritte mit der Überschrift „Wahrheit“, die Schlagwörter der Neuerer. Mittlerweile haben sich auch die treuen Christen gerüstet, um die ihnen geraubten Fähnlein den Feinden zu entreißen. Nachdem diesen noch andere Bundesgenossen, darunter der Karsthans, aus dem Leibe des Narren zu Hilfe gekommen sind, beginnt der Angriff. Es werden Kirchen und Klöster zerstört, den Sturm auf die Burg aber schlägt Murner ab. Da versucht es Luther mit Schmeicheleien und Versprechungen, indem er ihm die Ungebundenheit des lutherischen Ordens klar macht und seine Tochter zur Frau anbietet. Murner geht darauf ein und es wird Hochzeit gehalten. Als er aber entdeckt, daß Adelheid einen greulichen Grindkopf habe, jagt er sie, da für den Bund das Sakrament der Ehe nicht besteht, mit Stockschlägen davon. Bald darauf erkrankt der Hauptmann Luther; er stirbt ohne Sakramente und wird unter Klagenmusik, die Murner besorgt, an wüstem Orte begraben. Zum Schlusse kehrt der Dichter zum Anfangsmotiv zurück; der große Narr stirbt an Entkräftung; den Streit, der sich um sein Erbe erhebt, schlichtet Murner, indem er für sich auf die Narrenkappe Anspruch erhebt.

Wie alle gegen die Reformation gerichteten Schriften Murners, so rief besonders sein lutherischer Narr eine Flut von Flugblättern der Gegner hervor. Unmittelbar gegen diesen gerichtet ist Gengenbachs im zweiten Drucke Novelle genannte und durch eine gewisse künstlerische Form von anderen sich abhebende Satire Ein grausam History von einem Pfarrer und einem Geist und dem Murner, der sich nennt der Narrenbeschwörer (1523). Auf einem Kirchhofe erscheint Karsthans als Gespenst und verschlingt Murner, der ihn beschwören will. Man kann darin einen tieferen Sinn finden, denn in der Tat konnte Murner mit seinen wohlgemeinten Warnungen den Geist der Reformation nicht mehr bannen. Trotzdem verstummte er nicht und ließ weitere Flugblätter ausgehen, von denen „Der Lutherischen Evangelischen Kirchendienst und Reberkalender“ (1527) am derbsten den Gegnern an den Leib rückt. Es ist ein offenes, mit einem Holzschnitt geschmücktes Blatt, auf dem für jeden Tag ein Reber, eine Torheit oder Ausschreitung der Neuerer angemerkt ist. Murner stand im Kampfe für die alte Kirche nicht allein; auch der Ulmer Hieronymus Emser (gest. 1527 als Sekretär des Herzogs Georg von Sachsen), von Luther wegen des Vockes, den er im Wappen führte, „Vock-Emser“ genannt, und der Humanist Cochläus (Johann Dobneck, gest. 1532 als Kanonikus in Breslau) traten mit deutschen und lateinischen Schriften dem Beginnen der Lutherischen entgegen. In deren Lager treffen wir den Viederdichter Erasmus Alberus, einen Rheinbesen, der in Wittenberg Luthers Schüler war und dann an vielen Orten Deutschlands als Prediger und Lehrer wirkte, bis er 1553 in Mecklenburg starb. Maßlos in seinen Beschimpfungen alles Katholischen wagte er es, in seinem Pasquille „Der Varsführer Mönche Eulenspiegel und Alkoran“ unter Benutzung einer lateinischen Schrift das Bild des hl. Franziskus zur Karikatur zu verzerren. Noch böshafter sind Gengenbachs Totenreißer, eine Satire auf die katholischen Geistlichen, die sich von den Messen nähren, die sie für die Verstorbenen lesen, worüber diese sich beklagen.

Die Weisfagung, mit der Murner seine Satire vom lutherischen Narren geschlossen hatte, ging in Erfüllung. Die Streitigkeiten, die unter den Reformierten infolge der ihnen überlassenen Bibelauslegung ausgebrochen waren, setzten sich nach Luthers Tode mit erneuter Heftigkeit fort. Die Lutherischen eiferten gegen die Zwinglianer, Calviner und die anderen Reformierten, wie gegen die Papisten; die Geschmähten erwiderten mit nicht geringerer Leidenschaftlichkeit. Die Satire feierte ihre Bonnetage; aber auch die anderen Arten der Poesie, das Lied, die Fabel, das Drama, das Sprichwort und die Novelle dienten als Waffen in dieser Zeit erbitterten Kampfes und mancher Streiter führte deren mehrere zugleich. Der Brand- und Schlachtruf der Pamphlete, der Bauernkrieg, das Treiben der Wiedertäufer und anderes wirkte verrohend auf die Gemüter, mehrte die Unzufriedenheit und weckte in vielen das Verlangen nach der kirchlichen Reformation, die 1555 eingeleitet wurde und einen frischen Zug in die polemische Literatur

brachte. Außer den Jesuiten, den eigentlichen Vorkämpfern der Gegenreformation, wirkte noch eine Reihe bedeutender Männer durch Wort und Schrift im Sinne des Konzils von Trient. Einer der bedeutendsten von ihnen ist Johannes Nas (Nasus). Geboren 1534 zu Eltman im Fränkischen, wanderte er später als Schneidergeselle viel in der Welt herum, um Land und Leute kennen zu lernen. Durch die Lektüre der Schriften des Thomas a Kempis von der Wahrheit der katholischen Lehre überzeugt, trennt er sich von den Lutheranern und wird als Franziskaner des Klosters zu Inngolstadt einer der berühmtesten Kanzelredner. Als solcher tritt er 1571 in Rom vor Papst und Kardinalen auf, wird später Domprediger zu Brizen, dann Hofprediger in Innsbruck und stirbt 1590.

Ausgerüstet mit seltenen Geistesgaben, voll heiliger Begeisterung und im Besitze rhetorischer Kraft, geißelt er die Fehler der eigenen Partei und sucht sie, seine Worte durch das eigene Beispiel unterstützend, zur gewissenhaften Pflichterfüllung zurückzurufen. Eine Reihe von geistlichen Reden und Predigtunterweisungen gewährt uns einen Einblick in seine pastorale Tätigkeit. Wenn er es aber mit solchen zu tun hat, „die sunst kein ander Weis der Rede verstehen können“, dann „laufen scheltwort und grobe bössen mit“. Er meint damit seine Polemik gegen die Protestanten. So greift er schonungslos deren Konfordinverfuche an in seiner Ausmusterung und Widerlegung des nagelnen geschmiedten Concordibuchs, indem er kapitelweise die Concordia als Kartenspiel behandelt und mit Witzern glossiert. Daß er den Protestanten nicht bequem war, zeigt die literarische Behandlung, die er von ihnen erfahren hat. Da nennt ihn Georg Nigrinus (Schwarz) einen „frenktischen Jesuwidrischen Herrischen Caccolischen Esel“ und wendet alle schlimmen Eigenschaften des Esels und des Affen auf ihn an; Lukas Osiander überschüttet Nasus mit 72 Schimpfnamen, die dieser in seinem „Vortrab“ zurückweist, da sie ihn nicht angehen; Fischart und andere verspotten ihn wegen seines Schneiderhandwerkes und ziehen sein Leben in den Kot. Doch wie Murner läßt auch er sich dadurch nicht einschüchtern und erzielt durch seine reformatorische Tätigkeit große Erfolge, so vorzugsweise in Bayern und Franken. Herr des Wortes und der Feder, weiß er mit schlagenden Witzern die Vorwürfe zurückzuweisen, durch seine Redegewalt die Zuhörer mit sich fortzureißen und durch die vollstümliche Art seiner Darstellung zu fesseln. In manchen Dingen erhebt er sich über seine Zeit, so in seinen Anschauungen über die Astrologie, die er in seiner *Practica Practicarum* (1566) bekämpft. Die in seine Schriften eingetreuten Gedichte, Reime und Lieder weisen ihm auch in der Reihe der Poeten einen ehrenden Platz an.

Mit Nasus wirkten viele Satiriker im Dienste der Gegenreformation; würdig schließt deren Reihe Hippolytus Guarinoni, der die religiöse Satire in das siebzehnte Jahrhundert hinüberleitet, in dem sie an Abraham a St. Clara ihren Hauptvertreter findet. Zu Trient 1571 geboren, erhielt Guarinoni seine Bildung in Padua und bei den Jesuiten in Prag, wirkte später als Stadtarzt zu Hall in Tirol, wo er im Damenstifte Leibarzt der Erzherzoginnen Maria Christina und Eleonora von Steiermark war und 1654 starb. Obgleich seiner Abstammung nach Italiener, fühlte er sich doch als Deutscher und schrieb sein Hauptwerk: *Greuel der Verwüstung menschlichen Geschlechts* (1610) „zu sonderm Glück, Heil, Wohlfahrt, langem Gesundt, zeitlichem und ewigem Leben der ganzen hochlöblichen deutschen Nation“.

Man hat dieses für die Kulturgeschichte bedeutende Werk eine polyhistorische Makrobiotik genannt; und in der Tat verrät es nicht bloß den scharf beobachtenden und für das leibliche Wohl der Menschen besorgten Mediziner, sondern auch einen mit allen Zweigen des Wissens vertrauten Gelehrten. Er wurde durch seine Schriften auf einigen Gebieten der Medizin bahnbrechend, förderte die Naturwissenschaft, zumal die Pflanzenkunde, weckte durch seine Schilderungen des Zaubers, den das Hochgebirge ausübt, das Naturgefühl der Deutschen und beschrieb als der erste von ihnen eine Reise nach Italien. In seiner edlen Gesinnung suchte er auch die geistige Wohlfahrt der Menschen zu fördern und tritt teils in ernster Mahrede, teils im Tone der Satire deren Fehlern und Torheiten entgegen. Um „auf deutsch von den Deutschen verstanden zu werden“, geht er den Sitten des Volkes nach, macht sich mit dessen Sprichwörtern und Sagen vertraut, berichtet, daß dieses noch von Dietrich von Bern zu erzählen wisse, und bringt Stoffe, die von späteren Dichtern behandelt werden; so den von Schillers „Handschuh“ und Hagedorns „Johann, der muntere Seisenfeder“. Er begnügt sich nicht mit der Hebung des sittlich-religiösen Lebens des Volkes, sondern richtet seine Satire auch gegen verkehrte Anschauungen der Zeit, tritt der weit verbreiteten Astrologie und Alchimie entgegen und nimmt sich in dem schrecklichen Zeitalter des Herenglaubens der armen Opfer dieses Wahnes an. Die Ruhe und Milde, die sonst seine Schriften auszeichnet, weicht der Erbitterung, wenn er seine Polemik gegen die Protestanten richtet. Da schlägt er den derben Ton an, der auf diesem Gebiete üblich geworden ist, läßt sich aber nicht, wie Murner, auf Widerlegung der Anschauungen seiner Gegner ein. Unverkennbar ist in seinen religiös-polemischen Schriften der Einfluß Fischarts und auch auf die poetische Technik seiner Lieder hat er eingewirkt. Diese, teils in lateinischer, teils in deutscher Sprache abgefaßt, finden sich in seinen größeren Schriften eingestreut. Da fließen alle Dichtungsarten zusammen; mit den Erzählungen, Exempeln und Anekdoten wechseln Rügegedichte, zart empfundene Lieder und Bemerkungen über das Drama der Jesuiten und über die Aufführungen der englischen Komödianten in Wien.

Luther eifert wiederholt gegen den Saufteufel und schon Brant hat den Zechern und Prassern

Ein kurtzweilige Lobrede von wegen des Meyen / mit vergleichung des Frühlings vnd Herbsts.

Beschriben durch Casparum
Scheidt von Wormbs.



Kaspar Scheidt, Lobrede des Maien. Worms 1551.

Besitz der Münchner Staatsbibliothek.

ein Kapitel in seinem Narrenschiff gewidmet. Die Trunksucht des sechzehnten Jahrhunderts ist sprichwörtlich geworden und lieferte den Fastnachtspielen reichlichen Stoff. Prediger traten mit lateinischen und deutschen Schriften gegen die Trinker auf und suchten ihnen die Vorzüge der Nüchternheit in glänzenden Lobreden darzustellen. Dagegen gab es auch wieder eine Flut von Büchlein, die vom „Sausen und Schlemmen“, vom „Saufrecht“, „von der Kunst zu trinken“ usw. handelten und die Sausbrüder als eine Art Orden oder Zunft schilderten. Diese Trinkerliteratur bildete einen Zweig der im sechzehnten Jahrhundert weit verbreiteten Grobianischen Literatur, die mit ihren Wurzeln bis auf die Hof- und Tischzuchten des Mittelalters zurückreicht und durch Sebastian Brant in dem heiligen Grobianus einen Patron erhalten hat.

Die erste gedruckte Tischzucht erschien 1538, der sogenannte kleine Grobianus. Das klassische Buch aber, das diesen Namen sprichwörtlich machte, stammt von dem Wittenberger Studenten Friedrich Dedekind (gest. als Pastor zu Lüneburg 1598) und trägt den Titel: *Grobianus, de morum simplicitate* (1549). In 1200 lateinischen Distichen schildert er einen Tag aus dem Leben eines solchen Grobianers, der nicht vor 12 Uhr aufsteht, niemandem guten Morgen wünscht, bei Tisch sich unanständig benimmt usw. Das grobianische Gebaren bei der Tafel bildet den Mittelpunkt des mit Wit und Humor geschriebenen und von einem satirischen Grundgedanken durchzogenen Buches, zu dem außer der vorhandenen grobianischen Literatur auch die deutschen Schwankbücher beigefeuert haben. Das Buch, dem Zeitgeschmacke so recht entsprechend, fand eine große Verbreitung und wurde 1554 mit einem weiblichen Seitenstücke vermehrt: *Grobianus et Grobiana*. Unterdessen hatte, ohne daß Dedekind davon wußte, Kaspar Scheidt, Schulmeister zu Worms, dessen Buch unter dem Titel *Von groben Sitten und unhöflichen Gebärden* (1551) ins Deutsche übertragen, den Inhalt um das Doppelte vermehrt und ihm als Motto vorgelegt: „Dies das Büchlein oft und viel und tu allzeit das Widerspiel.“ Dieser durchaus volkstümlich gehaltene deutsche Grobianus blieb, immer wieder neu aufgelegt und in fremde Sprachen übertragen, durch das ganze sechzehnte Jahrhundert in Geltung; 1556 wurde er von Wendelin Hellbach, einem Thüringer Prediger, erweitert und 1640 von dem Schlesier Wenzel Scherffner in die neue regelrechte Opitzische Verskunst umgegossen, die noch 1708 eine Auflage unter dem Titel „Der unhöfliche Monsieur Klob“ erfuhr. Neben diesen poetischen Darstellungen gab es auch eine prosaische, die Hellbachs Gedicht in verkürzter Form wiedergab. Eine Fortsetzung in anderer Form fand der Grobianus in den Komplimentier- und Zuchtbüchlein des siebzehnten Jahrhunderts.

Um der Trunksucht zu steuern, wurden Mäßigkeitsvereine gegründet; deren Einfluß merken wir in Kaspar Scheidts Lobrede von wegen des Meyen (1551), die dieses Monats Anmut, Nutzen und geschichtliche Bedeutung preist und gelegentlich für das Wasser gegen den Wein Partei ergreift. Abgefaßt ist das Gedicht in zehnsilbigen jambischen Versen nach dem Muster des französischen Dichters Clement Marot, dessen Einfluß auf unsere Poesie Scheidt anbahnte (Beilage 67 b). Zur Zeit, als die Pfalz dem Calvinismus sich erschloß, wurde diese fremdländische Einwirkung allgemein, und seit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges kam auch noch die politische Abhängigkeit hinzu.

Scheidt starb 1565 mit Frau und Kindern an der Pest; die von ihm geplante Bearbeitung des Eulenspiegels führte sein Schüler Johann Fischart aus, der hervorragendste protestantische Satiriker aus der Zeit der Gegenreformation. (Abb. S. 387). Trotz des Einflusses, den er auf das literarische Leben seiner Zeit ausübte, sind wir über seine Lebensverhältnisse doch nur wenig unterrichtet. Er betrachtete Straßburg als seine Heimat und hier wurde er auch wahrscheinlich zwischen 1545 und 1551 geboren. Den Beinamen „Menker“ (Mainzer) führte schon sein Vater, der seit 1529 als begüterter Würzkrämer in Straßburg lebte. Nach dessen Tode (um 1560) kam Fischart zu seinem Vetter Scheidt nach Worms, den er als seinen „Präzeptor“ bezeichnet. Und in der Tat übertrug dieser auf seinen Schüler seine vielseitigen künstlerischen und literarischen Interessen; so die Liebe zur Musik, zu den bildenden Künsten und zur französischen Literatur, die Verbindung des Volksmäßigen mit dem Humanismus, die Neigung zur derb volkstümlichen deutschen Satire und anderen Richtungen schriftstellerischer Tätigkeit. Durch Universitätsstudien, Lektüre und Reisen vervollkommnete Fischart seine Bildung. Seit 1570 trat er als Schriftsteller auf und mußte ausschließlich durch die Feder seinen Lebensunterhalt sich auch dann noch beschaffen, als er 1574 in Basel zum Doktor der Rechte promoviert worden war. Seine ersten Schriften erschienen im Verlage seines Schwagers Bernhard Jobin, der in Straßburg eine Druckerei gegründet hatte und in den siebziger Jahren Fischart als literarischen Beirat und Korrektor beschäftigte. In dieser Stellung wurde er mit der Tagesliteratur vertraut, mußte aber, oft nicht nach seinem Geschmacke, allerlei literarischen Frondienst leisten, zu Jobins Verlagsartikeln kleine Beigaben schreiben, Vorreden und Erklärungen zu Bildwerken, Übersetzungen, Wunderzeitungen

und eine Art Fremdenführer in der Beschreibung des künstlichen astronomischen Uhrwerkes am Straßburger Münster.

Doch fallen in diese Zeit auch seine besten und bedeutendsten Werke, die in rascher Folge von 1572 bis 1581 erschienen. Seine finanziellen Verhältnisse besserten sich nicht, als er 1581 mit einer Advokatur am Reichskammergericht zu Speier betraut wurde. Hier lernte er seine Braut Anna Elisabeth, die Tochter des bekannten Chronisten Herzog, kennen, mit der er sich 1583 in Wörth vermählte. Bald darauf scheint er Amtmann in Forbach geworden zu sein. Durch die Berufsgeschäfte vollauf in Anspruch genommen, hat er während seiner Amtstätigkeit als Schriftsteller wenig geleistet, und erst politische Ereignisse regten ihn 1588 wieder zu literarischem Schaffen an. Ende 1590 oder anfangs 1591 ist er gestorben.

Fischart vereinigte in sich die Bildung seiner Zeit in reichem Maße. Er hat nicht bloß aus Büchern, sondern auch aus dem Leben gelernt; er hat Städte und Länder gesehen und weiß die Sitten und Bräuche verschiedener Volksstämme wunderbar zu schildern. Die Liebe zur deutschen Heimat machte ihn zum Wächter deutscher Sitte, Kunst und Sprache. Er kennt die sprichwörtlichen Redensarten, die Märchen, Sagen, Volkslieder und den Meistergesang; er weist auf die deutsche Kunst Dürers hin und eifert gegen die Nachahmungssucht der Deutschen. In den Schriften des griechischen und römischen Altertums war er nicht minder belesen wie in der modernen Unterhaltungsliteratur der Italiener, Franzosen und Niederländer. Seine humanistische Bildung erstreckte sich auch auf philosophische, juristische, theologische und philologische Gegenstände und sie alle drückten ihm die Feder in die Hand. Daher das bunte Bild seiner ungemein fruchtbaren schriftstellerischen Tätigkeit. Nicht schöpferisch in der Auffindung des Stoffes, brauchte er immer eine bestimmte Anregung, um seine poetischen Gaben entfalten zu können. So kleidet er ältere deutsche Werke in ein zeitgemäßes Gewand, übersetzt französische, niederländische und neulateinische Schriften, und wo ihm kein literarisches Vorbild zu Gebote steht, muß ihm ein Denkmahl, ein Ereignis im politischen oder gesellschaftlichen Leben den Anhalt für seinen überwuchernden Witz und seine keck rankende Wortphantasie liefern. Mag er übrigens auch nur selten etwas ganz Selbständiges bieten, so schafft er doch wie mancher mittelhochdeutsche Epiker durch die eigenartige Bearbeitung der entlehnten Elemente und durch eigene Zutaten etwas Neues. Seine Neigung zum Humoristischen bestimmte, wenn nicht der Broterwerb anderes vorschrieb, auch die Wahl seiner Vorlagen. Der Scherz, oft sehr derber Art, fehlt nirgends, auch nicht neben dem bitteren Ernste und der leidenschaftlichen Erregung; oft macht er sich auch die Satire dienstbar und in dieser Beziehung schließt er den Reigen der Satiriker, den seine Landsleute Brant und Murner zu Beginn des Jahrhunderts eröffnet haben. Beide aber überbietet er durch den Mangel an ästhetischer Zucht in seinen Dichtungen. Es fehlt ihm an Geschmack und weiser Beschränkung; seinen humoristischen Einfällen nachgebend, verliert er sich oft in das Breite, zerstört Einheit und Zusammenhang des Werkes und verzichtet oft schon von vornherein auf einen wirklichen Abschluß. Überall merken wir den reich begabten Dichter, aber auch den Literaten, der auf schnellen Erwerb angewiesen ist.

Sein unbestrittener Besitz in Poesie und Prosa ist die äußere Form in Stil und Sprache. Wie seit Aristophanes ist ein so gewaltiger, verwegener Sprachbildner aufgetreten wie Fischart. Er hat sich eine eigene Sprache geschaffen, mit Kühnheit und Geschick neue Wörter gebildet, fremdländische durch ähnlich klingende deutsche ersetzt (z. B. „maulhänklich“ für „melancholisch“, „Redtorik“ für „Rhetorik“, „Schadvofoaten“ für „Advokaten“, „Antenamend“ für „Fundament“), heimische in die verschiedensten Formen verwandelt und ist uner schöpferisch in etymologischen Scherzen, in mutwilligen Spottnamen und komischen Sprachverrenkungen. In den poetischen Werken durch den Vers eingeengt, konnte Fischarts Stil sich nur in der Prosa mit voller Freiheit entfalten. Da strömt es auf den Leser von allen Seiten ein, ein wahrer Wirbelwind von Worten ist entfesselt und läßt ihn nicht zu Atem kommen; unzähligmale bringt er dieselbe Situation, Empfindung, Stimmung, aber immer mit einer neuen Mannigfaltigkeit der Wendungen. Die Darstellung wird

dadurch langatmig, verworren und durch die absonderlichen Wortdeutungen, Wortverdrehungen und durch die Aufnahme von Wörtern aus fremden Sprachen schwer verständlich. Fischart besaß trotz seines Sprachtalentes nicht, wie Luther, den Sinn für das, was in einer Sprache schön und was ihr angemessen ist. Die Entwicklung der Schriftsprache wurde durch ihn nicht gefördert, durch die Nachwirkung seines Stils eher eine Zeitlang gehemmt. In den gereimten Dichtungen beginnt er in der alten Form der Reimpaare, liebt Reimhäufungen und Reimspielereien, freilich oft auf Kosten der Sprachrichtigkeit und Reinheit der Form, und versucht sich in Sonetten, ja als einer der ersten in der „sechshupfigen Reimen Wörterdänkelung und Silbenstelung“ deutscher Hexameter zu Ehren der „Künstlichkeit der Deutschen in allerhand Carmina“.

Fischart's Schriften, meist mit langen, Inhalt und Darstellungsart andeutenden Titeln versehen, geben uns ein Bild von den treibenden Kräften des Jahrhunderts, an dessen Ende er wie ein Markstein sich erhebt. Religiöses und Politisches, Volkstümliches und Humanistisches, Einheimisches und Fremdes kreuzen sich in ihnen und es ist daher schwer, in deren Masse eine gerade Linie zu bringen. In seinen religiösen Anschauungen hat er allerlei Wandlungen durchgemacht. Zuerst strenger Lutheraner und Freund des orthodoxen Predigers Marbach in Straßburg, schloß er sich zur Zeit, als wegen der Konfessionsformel ein Streit ausgebrochen war, dem fortschrittlichen Johannes Sturm an; seit der Mitte der siebziger Jahre neigte er sich dem Calvinismus zu und ward dessen bedeutendster Publizist in Deutschland. Mit der Polemik gegen Katholiken und Katholizismus begann er 1570 seine schriftstellerische Tätigkeit und fortan befehdete er die kirchlichen Einrichtungen, das Mönchtum und am häufigsten die Jesuiten in gebäufigster Weise.



Johann Fischart.
D. Pfenninger fecit.

Gleich sein erstes Pamphlet, Nachtrab oder Nebelkräh, ist gegen einen Jesuiten, und zwar gegen den Konvertiten Johann Nabe gerichtet. Insbesondere aber hat er sich den uns schon bekannten Johann Nas zur Zielscheibe seines Spottes und Hohnes ausersehen. Sein Name gibt ihm Anlaß zu Wortspielen mit Nase, naß, nasch, das von ihm früher betriebene Schneiderhandwerk zu „allerlei Bosheiten, und die Satire „Von Sanct Dominici und Sanct Francisci artlichem Leben und großen Greueln“ trägt das Motto: „Sie haben Nasen und riechen's nit“ (1571). Dieses Hohngedicht wurde durch Nasens Hinweis auf die Spaltungen und das Gezänke unter den Protestanten hervorgerufen und sucht dessen Vorwurf durch die Verspottung der Streitigkeiten zwischen den Dominikanern und Franziskanern zu entkräften. Die Satire erweitert sich aber zu einer maßlosen Verhöhnung des Mönchtums und Mönchsglaubens überhaupt und zieht selbst das Leben der beiden Stifter jener zwei Orden in den Staub. Wieder dem Varsüßermönch Nas und seiner „Anatomie“ widmet Fischart die Satire „Der Varsüßer Selten- und Kutenstreit, anzuzeigen die römische Einigkeit“, in der er unter dem allegorischen Bilde eines Traumes seinen Hohn über die verschiedenen Orden ausgießt, die sich zur Regel des hl. Franziskus bekennen, wegen Außerlichkeiten aber miteinander streiten. Dieses deutet auch der von Tobias Stimmer gezeichnete Holzschnitt an, der darstellt, wie Mönche und Nonnen Kleider und Teile des Leibes ihres heiligen Stifters Holzschnitt an, der darstellt, wie Mönche und Nonnen Kleider und Teile des Leibes ihres heiligen Stifters an sich zu reißen suchen. Nach Luthers Beispiel verfaßte Fischart zu Schmähbildern auf den Papst, wie sie massenhaft auf den Markt geworfen wurden, kleine Gedichte, so den Gorgonischen Meduse-Kopf (1577) und ungefähr gleichzeitig den Malchopapo.

Als er in einem Gedicht die in eine Säule des Straßburger Münsters gehauenen Tiergestalten auf den Papst und die Geißlichen auslegte, erwiderte Nas mit einer Deutung auf die Ketzer, die nun auch das Luthertum aufgebracht hätten. Dessen mächtigste Bekämpfer waren die Jesuiten. Mit Staunen und Schreden haben die Protestanten die glänzenden Erfolge, die jene durch Missionen, geistliche Übungen und den von ihnen neu geregelten, mittleren und höheren Schulunterricht erzielten. Daher denn auch die Wut und der Ingrimm, mit denen man sie literarisch bekämpfte. Eine Flut von Schmähchriften in Poesie und Prosa, in lateinischer, französischer, deutscher und niederländischer Sprache, voll von den größten Verleumdungen und abscheulichsten Beschimpfungen, den derbsten Ausdrücken und zotenhaften Erfindungen, wurde gegen die „Jesuwidder“, womit man „Antichrist“ verdeutschte, seit 1563 losgelassen. Die Metatholisierung einzelner Gebiete galt als ein Werk ihrer Verbindung mit dem Teufel und mit den Hexen; in ihnen selbst erblickte man Abkömmlinge des Satans, des Papstes Jagdhunde, Gözendiener und dergleichen mehr. Da griff auch Fischart in den Kampf ein. Er übertrug 1579 die profaische Satire „Bientorf“, die der nieder-

ländische Staatsmann Marnix gegen die katholische Hierarchie und zum Teil auch gegen die Lutheraner verfaßt hatte, in deutsche Prosa, erweiterte sie mit satirischen Ausfällen und ließ sie unter dem Titel: „Bienenkorb des heyligen römischen Inenschwarms, seiner Hummelszellen (oder Hummelszellen), Hurrnaußnäster, Brämengeschwürm und Wäspengetöb“ ausgeben. Auch hier schlägt er gegen Nas und die Jesuiten los; am schärfsten aber entladet sich seine Wut gegen diesen neuen Orden und seinen Stifter Ignaz von Loyola, zu deutsch „Feurart Lugiovoll“, in der Satire: Die wunderlich, unerhörtest Legend und Beschreibung des abgeführten, quartierten, gevierten und viereckchten vierhörnigen Hütleins (1580). Die Anregung zu diesem Gedicht und zum Teil auch den Inhalt empfieng er durch ein französisches, von einem Hugenotten verfaßtes Gedicht, das erzählt, wie Luzifer, um für die Hörner seines Anhanges, die sich nicht mehr offen zeigen dürfen, einen Ersatz zu schaffen, eine vierhörige, schwarze Mütze herstellen läßt, ihr die schlimmsten Wirkungen zuspricht und sie in die Welt sendet, wo sie die Quelle alles Bösen wird. In Fischarts Gedicht bildet dies nur den Höhepunkt einer von ihm erfundenen Steigerung des Grundgedankens. Als erstes Werkzeug seiner Bosheit hat Luzifer, dessen Horn nach dem Erscheinen Christi verachtet ward, die einhörige Kopfbedeckung, die Kapuze der Mönche, in die Welt gesandt; als zweites folgte die zweihörige Bischofsmütze; schlimmer noch als diese war das dreifache Horn der päpstlichen Tiara; die Ausgeburt aber teuflischer Künste, geweiht mit allem Höllezauber, voll seelenverderbenden Giftes, das stärkste Mittel des Satans ist das vierhörige Hütlein, das als Jesuiterhütlein seinen unheilvollen Gang durch die Welt antritt. In Einzelheiten hat Fischart zu seiner Satire einen deutschen Prosadialog und vielleicht noch die eine oder andere Schrift benützt; eine weite Verbreitung hat sie nicht gefunden und auch auf die spätere antijesuitische Literatur keinen Einfluß ausgeübt. Sonderbar klingt es, zu hören, daß Fischart, der glühende Bekämpfer des Papsttums, zu einer Reihe von Papstbildern im Auftrage Jobins Lobsprüche gedichtet hat.

Wie Luther verquickt Fischart das Religiöse mit dem Nationalen. Daher sein Haß gegen die kirchlichen Reformatoren, daher auch seine Teilnahme an den wechselvollen Schicksalen der Hugenotten in Frankreich und an den Vorgängen in den Niederlanden zur Zeit ihrer Kämpfe mit Spanien, einer Vormacht des Katholizismus. Dessen Sieg in den Nachbarländern erfüllte ihn und seine Glaubensgenossen mit Besorgnis um den Bestand der neuen Lehre und die durch sie geschaffenen staatlichen Verhältnisse in Deutschland. Es begreift sich daher, daß in der vom Glaubenskampf erfüllten Zeit die kalvinischen Flugschriften der Franzosen und der Niederländer auch von den Protestanten in Deutschland eifrig gelesen wurden, und vor allem hat Fischart durch politisch-religiöse Satiren, Gedichte, Übersetzungen oder Mitwirkung bei solchen seine Landsleute über die Vorgänge im Auslande unterrichtet und sie zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen den Katholizismus aufgefordert. Vom nationalen Standpunkte aus trat Fischart auch gegen den Machiavellismus auf und schrieb zu dem Antimachiavell, den der protestantische Polemiker und Gießener Pfarrer Georg Rigrinus nach einer lateinischen Vorlage verdeutscht hatte, einige Vorstücke. Darin verwirft er Machiavells Lehren schon darum, weil sie fremd und nicht deutsch sind und alle Geseze, die nicht die „Landsart“ und der Nationalcharakter selbst hervorbringen, den Untergang eines Volkes verursachen. Dagegen ermahnt er „die lieben Deutschen“, das „anererbte teutsch Adlersgemüt“ zu erweisen, predigt Freiheitsinn, Mut, Redlichkeit, Einigkeit und erblickt, seiner politischen Gesinnung nach Republikaner, im Freistaate die schönste Regierungsform. Daher seine Liebe zu dem freien Straßburg, das durch das sichere Zusammenwirken gemeinsinniger Bürger gedieh, und mit seiner ganzen Begeisterung für Freiheit und bürgerliche Tüchtigkeit preist er die Schweizer Eidgenossen in dem Gedichte „Das glücklichst Schiff von Zürich“ (1576).

Mit ihm trat Fischart in die Reihen der Brittschmeister. Diese, Nachfolger der früheren Wappendichter und Ehrenholde, waren bei den bürgerlichen Schützenfesten, die im sechzehnten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichten, unentbehrlich. Sie dienten als Zielweiser, schufen mit dem klaffenden Schlege der Brittsche oder des Lotterholzes Ordnung und besangen in Versen den Verlauf des ganzen Festes. Weit über solche handwerksmäßige Keimereien, wie sie der Schwabe Lienhart Alexel, der Budweiser Benedikt Edelbeck, der Marauer Heinrich Wire, der Augsburger Kaspar Perff und andere verfertigt haben, erhebt sich Fischarts sinnbildliche Dichtung. Ihren Inhalt bildet die Leistung einer Anzahl Züricher, die, wie 120 Jahre früher ihre Ahnen, nach eintägiger Fahrt bei dem Schützenfeste in Straßburg eintrafen und einen Hirsebrei, den sie morgens gekocht hatten, noch warm den Bürgern der ihnen befreundeten Stadt überreichen konnten. Sie wollten damit den Straßburgern, deren Beitritt zur Eidgenossenschaft sie wünschten, dartun, wie nahe, wenn es gelte, die Schweiz mit helfenden Waffen ihnen sei. Aber auch die erfolgreiche Arbeit und die Manneskraft an sich haben in Fischart ihren Lobredner gefunden, denn durch die ganze Erzählung, sie belebend und gestaltend, zieht sich die Idee, wie Beharrlichkeit auch das scheinbar Unmögliche möglich macht. Das Bündnis aber, das zwischen Straßburg, Zürich und Bern 1588

Das Philosophisch Ehezuchtbüchlein
oder

Die Vernunft
gemäse Naturgescheide
Ehezucht/sampt der Kin-
derzucht.

Auf des Verhümbsten vnnnd Hocheleuchten/
Griechischen Philosophi Plutarchi vernunft gemäsen
Ehegebotten vnd allerley andern Anmütigen Gleich-
nussen Sprüchwörtern/Gesangen/Reimen der Fürtrefflichen Authoren vnd
Scribenten/von allerley Nationen zusamen gelesen/verteuscht/vñ auff gang
lastige angenehme weis in Gesätzen vnd Gleichnissen tractiert vnd auß
geführt/mit belgethener Wijsheit vnd Ehelicher schuldig-
keit erinnernna Herrn Anthoni von
Sueuara.

Durch Weiland den Ehrenvesten Hochgelehrten Herrn
Johann Fischarten genant Menzer der Rechten
Doctorn seligen auß Griechischen vnd andern Sprachen
verteuscht/vn dzusamen getragen.

S
A
P
I
E
N
T
I
A



C
O
N
S
T
A
N
S

Getruckt zu Straßburg/bel Bernhart Jobin:

M. D. LXXXI.

Johann Fischart, Ehezuchtbüchlein.
Straßburg 1591.

Besitz der Münchner Staatsbibliothek.

wirklich zustande kam, hat er zum Preise der blühenden, freiheitlichen Gemeinwesen in Lobsprüchen gefeiert. „Freiheitblum ist die schönste Blüh!“

War nun auch Fischart vorzugsweise Satiriker und Politiker, so hat er doch auch eine Anzahl geistlicher Lieder verfaßt und durch Schriften belehrenden und moralisierenden Inhaltes auf die Bildung und das Familienleben seiner Glaubensgenossen einzuwirken gesucht.

So preist er die veredelnde und sittigende Macht der Musik in dem artlichen Lob der Lauten, rühmt die „gemalte Philosophie“ in einem die biblischen Historien des Malers Tobias Stimmer einleitenden Gedichte über die Kunst und fordert in warmem, herzlichem Tone die Eltern zur sorgsamten Pflege der Kinder, der zarten Himmelspflänzlein, auf in der gereimten Anmahnung zu christlicher Kinderzucht (1578), die er einer illustrierten Ausgabe des kleinen lutherischen Katechismus beigegeben hat. Noch einmal spricht er in eindringlicher Weise von den Elternpflichten in dem philosophischen Ehezuchtbüchlein (1578), einer Verherrlichung des Ehestandes. Denn eine solche strebte Fischart mit seinem volkstümlich und frisch geschriebenen und mit Holzschnitten gezierten Büchlein an. Er stand damit nicht allein, denn seit die Protestanten die Priesterhehe eingeführt hatten, suchten sie durch Schriften über Familienleben, Ehe und Kindererziehung den Sölibat der katholischen Geistlichen als Unvernunft und Laster, die Ehe als Tugend und notwendige Grundlage des Staates hinzustellen. So entwickelte sich die Cheliteratur zu einem der blühendsten Zweige des deutschen Schrifttums im Reformationszeitalter. (Weilage 67 a.)

Den volkstümlichen Ton, in dem Fischart das Lob der Züricher gesungen hat, schlägt er auch in einer Reihe anderer poetischer und prosaischer Schriften an und gerade in dieser eigentümlichen Verbindung gelehrter und volksmäßiger Richtung liegt seine Originalität. Er war nicht Volksdichter in der Weise des Hans Sachs, aber auch kein gelehrter Vertreter wissenschaftlicher Interessen. Seiner persönlichen Neigung entsprach am meisten das Gebiet der Komik, die harmlos lacht, einen fröhlichen Scherz nach alter Weise des Volkes liebt und übt, aber auch über die Komik und den beißenden Spott der Satire hinaus der Humor und mit ihm verbunden die Ironie.

Auf den Einfluß Scheidts ist die poetische Bearbeitung des Volksbuches vom Eulenspiegel zurückzuführen, die Fischart 1572 unter dem Titel „Eulenspiegel Reimensweise“ in die Welt schickte. Nach seines Lehrers ironisch verkehrter Anweisung zu guter Sitte im Grobianus zeichnet er seinen Helden als einen solchen, erfindet neue Motive und Züge der Handlung und erweitert durch andere zum Teile gelehrten Kompendien entlehnte Zutaten den Umfang seiner Vorlage auf das Dreifache. Zwischen den einzelnen Geschichten stellt er einen Zusammenhang her und gibt die zu seiner Zeit in den einzelnen Ständen herrschenden Mißbräuche und Thorheiten dem Spotte preis. Mehr Beifall und Verbreitung als der gereimte Eulenspiegel, dem man das Volksbuch immer wieder vorzog, fand die *Floh Hag*, die den Kampf der Weiber mit diesen lästigen Feinden schildert. Sie gehört in das Gebiet der satirischen Tierdichtung, die, auf Überlieferungen der Antike und des deutschen Mittelalters zurückgehend, im sechzehnten Jahrhundert wieder auflebte. So schuf der elässische Dichter Matthias Holzward in einer Flohllage ein Meisterstück eines rein komischen Tierepos; Fischart dichtete dazu nach einem französischen Vorbilde einen zweiten Teil und ließ das Ganze 1573 als *Floh Hag* drucken. Erst in der zweiten Fassung (1577) hat er durch Erweiterungen, malerische und sprachliche Verbesserungen auch Holzwards Dichtung zu seinem geistigen Eigentum gemacht und eine engere Verbindung der beiden Teile hergestellt. Ein Floh, der kaum dem Tode entronnen ist, erhebt in vollem Pathos Klage gegen die Frauen, die, sonst so mild, sein Geschlecht mordgierig verfolgen, und fleht zu Jupiter um deren Bestrafung. Eine Mücke, die den Klagen hört, naht sich ihm und sucht ihn zu trösten. Ein reicher Schatz an Erfahrungen, die sie über Welt und Leben sich gesammelt hat, steht ihr zu Gebote. Die Verteidigung der Weiber führt der von Jupiter bestellte Flohkanzler. Nachdem die Klagepunkte alle durchgegangen sind, wird das Urteil gefällt, das den Weibern das Recht zugesteht, die Flöhe zu töten. An die Dichtung reiht Fischart in Prosa Rezepte gegen die Flöhe, das volkstümliche Flohlied (gedruckt 1530) und eine Aufzählung von Schriftstellern, die in ähnlicher Weise geringfügige Stoffe behandelt haben. Die *Floh-Hag* wurde wiederholt aufgelegt, das lehtemal 1610, und war mit zwei angefügten und vielleicht von dem Elässer Wolhart Spangenberg stammenden Gedichten Lob der Mücken, einer freien Bearbeitung des Lufianischen Fliegenliedes, und einem Streitgedichte zwischen Floh und Larv.

Am reichsten kommt Fischarts Humor in einer Reihe von Schriften in Prosa zur Geltung. Von echt volksmäßiger Komik sprudelt die kleine Schrift *Aller Praktik Großmutter* (1572), eine echt grobianische Parodie auf den Aufzug, der abergläubisch oder betrügerisch in Kalendern, Praktiken, Wetterprognosen und Laftafeln mit Vorhersagungen der Witterung, verschiedener Ereignisse und der zum Aderlaß geeigneten Tage des neuen Jahres von Gelehrten und Buchhändlern getrieben wurde. Es war dies ein internationaler Literaturzweig, der, zuerst in lateinischer, seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts auch in deutscher Sprache gepflegt, im letzten Drittel des sechzehnten mit seinen Erzeugnissen den Markt überschwemmte und um die Mitte des siebzehnten allmählich erlosch. Der Name „Praktik“, mittellateinisch *Practica*, bezeichnete die Ausübung oder Anwendung der Wahrsagekunst. An Komik, zumal volksmäßiger, überreich ist das *Podagrammisch Trostbüchlein* (1577), geschrieben zu figeligem Trost und Ergözung andächtiger pötengrammischer Personen“. Es gehört zu den ironischen Lobreden, die im Anschlusse an das ausgehende Altertum von den Humanisten aller Länder reich ausgebildet wurden und auf die volkstüm-

liche Literatur ebenso einwirkten, wie sie selbst deren Einfluß erfahren. Fischarts Trostbüchlein beruht, wenn er auch hier, wie sonst, vieles aus Eigenem in Poesie und Prosa eingehoben hat, der Hauptsache nach auf zwei lateinischen Schutreden für das Podagra, von denen die eine der aus Gent stammende Arzt Johann Carnarius (1520—1562) vor jungen Medizinern in Padua hielt, die andere (Apologia seu Podagrae laus) der Humanist Virkheimer vor einem erfundenen Gerichtshofe an seine Ankläger halten läßt. Mit allen Vorzügen einer launigen Dichtung ausgestattet, ist Fischarts „Trostbüchlein“ auf die spätere Podagraliteratur, die bis zu dem Solatium Podagricorum (1661) des Jesuiten Jakob Balde in deutscher und lateinischer Sprache gepflegt wurde, dennoch ohne Einfluß geblieben.

Im Trostbüchlein gibt Fischart mehrmals seiner Bewunderung Ausdruck vor dem französischen Arzte und Schriftsteller Rabelais (1483—1553), dessen großen Roman Gargantua und Pantagruel er 1572 kennen lernte. An ihm bildeten sich sein Humor und Stil in einer Art, die ihm am naturgemähesten war; fortan tauchen neben den Gestalten aus Scheidts Schule die Groteskfiguren des Meister Rabelais in die Höhe und alles, was bisher in ihm verborgen lag, gelangte zu einer Entfaltung, die über den Reichtum seines Vorbildes an Häufung des Ausdruckes und Wortkünsteleien in hundertmal groteskerem Überflusse hinausgeht. Allen Künsten aber seines Humors und Stiles läßt Fischart die Zügel schießen in seinem satirischen Roman, den er (1575) Affentheuerliche und ungeheuerliche Geschichtschrift vom Leben, rhaten und Thaten der vorlangen weilen Vollenwolbeschraitten Helden und Herrn Grandgusier, Gargantua, und Pantagruel, Königen in Utopinen und Nienenreich, später (1582) Affentheurlich Raupengeheuerliche Geschichtsklitterung usw. nannte.

Es ist eine freie Bearbeitung des ersten Buches des genannten humoristischen Romans, in dem Rabelais die Abenteuer einer Riesenfamilie erzählt und auf die kirchlichen und politischen Zustände in Frankreich derbe und scharfe Ausfälle macht. Die Komik beruht auf der Steigerung der einzelnen Motive ins Unermessliche und in der Formgebung. Trotz einiger Mißverständnisse hat Fischart den Geist der Vorlage erfaßt; manches, was der französische Satiriker bloß andeutete, hat er ausgeführt und vieles aus seinem reichen, durch Studium und Beobachtung erworbenen Wissen hinzugefügt. So kam es, daß der Umfang des Buches auf das dreifache der Quelle anschwell, ohne daß die Erzählung selbst um ein bedeutendes Moment vermehrt wurde. Deren Inhalt bildet die Heirat des Grandgusiers mit Gurgelmilte, die Geburt ihres Sohnes Gorgelantua oder Gurgeltrozze, dessen Studien und erste Heldentaten. Fischart hat Namen und Verhältnisse seiner Vorlage auf deutschen Boden übertragen und, wo sich nur eine Anregung bot, im ernsten, launigen oder ironischen Tone eine erdrückende Fülle von Schilderungen und Anspielungen auf deutsche Zustände, von Exkursen und Beispielen aller Art eingeflochten, die den Gang der eigentlichen Handlung verhüllen und den Roman zu einem reichhaltigen und bunten, aber in grotesken Zügen entworfenen Kulturbilde des sechzehnten Jahrhunderts machen. Darin fehlen zwar die tieferen politischen und religiösen Fragen, aber gegen die Geistlichen zieht er in derber Weise los und nicht besser kommen die weltlichen Stände, vorab die Abligen, davon. Fischart führt uns in die Familie, geißelt die pedantische Erziehung, verspottet die vornehmen Latiniten, erzählt von den Trachten, Bräuchen und Spielen einzelner deutscher Stämme, von Speisen und Getränken und läßt über ganze Abschnitte hin einen riesenhaften Grobianismus anklingen. So besonders dort, wo er uns in die Gesellschaft grobmäuliger Säufer führt, die den Wein in Strömen fließen und Schlemperlied auf Schlemperlied erschallen lassen. Dann wieder bringt er endlose Verzeichnisse, Zitate aus der klassischen, humanistischen und zeitgenössischen Literatur, Sagen, Sprichwörter, Anekdoten und das jedesmal in schwerer Menge. Denn er liebt die Häufung und sucht hierin seinen Vorgänger zu überbieten.

In Fischarts Schriften spiegeln sich die Hauptströmungen seiner Zeit und auch die traurigste, der Dämonenglaube und der Hexenwahn, ist darin dargestellt. Die Verfolgung der Hexen und Zauberer begann in den ersten Dezennien des sechzehnten Jahrhunderts, breitete sich dann über ganz Europa, über das protestantische und katholische Deutschland aus, erreichte während des Dreißigjährigen Krieges ihren Höhepunkt, erfuhr später einige Schwankungen und endete erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts.

Die Richtschnur für die zahlreichen Hexenprozesse und zugleich das Vorbild für Werke über Hexen und Dämonen bot der berühmte Malleus maleficarum (Hexenhammer), der 1489 in Köln erschien und bis 1520 mehrere Auflagen erlebte. Nach diesem verfaßte Jean Bodin (1530—1596), der berühmteste französische Rechtsgelehrte seiner Zeit, sein Werk De la démonomanie des sorciers (1580) und verfocht gegen den Arzt Johann Weier, der zur Milde gegen die Hexen mahnte, deren erbarmungslose Verfolgung. Fischart übertrug, um sich dadurch einem hohen Gönner zu einer Beamtenstelle zu empfehlen, Bodins Dämonomanie ins Deutsche (1581) und ließ ihr ein Jahr darauf eine neue Ausgabe des Hexenhammers und mehrerer inhaltlich verwandter Schriften folgen. Gleich vielen seiner Zeitgenossen hat er den unseligen Hexenwahn völlig geteilt und als Beamter geradezu mit Ubereifer vertreten. Auf seine Dämonomanie beruft er sich in seiner Erzählung von dem Richter Peter von Staufenberg und dessen Verbin-

Das Rollwagenbüchlin.

Vincius/ vor vnerhörs Büchlein
 darin voll guter schwäck vnd Historien begriffen
 werden/so man in schiffen vñ auff den rollwegen/
 desgleichen in scherbcüßern vñ badstuben/ zu iäg
 weüigen zeitē erzellen mag/ die schweren Meiar
 cohshen gemät dannit zu ermünderen / vor aller
 menigklich sunder allen anstos zu lesen vnd hörēt
 allen Baußleuten so die Messen hin vñ wider
 brauchē/ zu einer kurg weil an tag bracht
 vnd wider uin erneuwert vñ gemeert
 durch Jörg Wickramen/ Statt
 schreiber zu Burckhaim/
 Anno 1557.



Titelblatt der zweiten Ausgabe des
 „Rollwagenbüchlein“ von Georg Wickram (1557).

Nach dem in der Kgl. Bibliothek zu Berlin befindlichen Exemplar.

ding mit einer Fee, die er im Auftrage des damaligen Burgherrn nach einem mittelhochdeutschen Gedichte frei in Versen bearbeitete und mit allerlei belehrenden Zutaten und vielem Geißelpuß ausstattete (1588).

Trotz allem Bemühen, volksmäßig zu schreiben, konnte Fischart doch den Ton, der den breiten Massen gefällt, nicht treffen und daher sind seine Schriften auch nicht volkstümlich geworden. Zum großen Teile an die Ereignisse des Tages anknüpfend, verschwanden sie mit ihnen; zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts noch neu aufgelegt und ausgebeutet, wurden sie 1624 von Zinkgreif nur mehr mit halbem Lobe erwähnt und nach dem Dreißigjährigen Krieg waren sie vergessen. Im achtzehnten Jahrhundert nur selten genannt, fanden sie erst im neunzehnten an den jüngeren Romantikern wieder Leser und Freunde.

Wie in Fischarts Dichtungen die Zeitverhältnisse sich spiegeln, so auch in denen des Bartholomäus Ringwaldt, eines lutherischen Predigers aus Langfeld in der Neumark (gest. um 1600). Mit seinen satirischen Gedichten strebte er nicht künstlerische Wirkung, sondern die Hebung des sittlichen Lebens seiner Leser an. Scharfe Beobachtung, ernste Weltanschauung, Unparteilichkeit in der Kritik und volkstümliche Darstellungsweise gaben seinen Schriften einen guten Klang und weite Verbreitung.

So erlebte Die lautere Wahrheit (1585) 18 Drude. Anknüpfend an Paulus (Ephes. 6. 10. ff.), schildert der Dichter nach Art der von Erasmus im Enchiridion eingeleiteten und später viel gepflegten christlich-allegorischen Kampfpoesie die Eigenschaften eines weltlichen Kriegsmannes und macht dann jedesmal die Anwendung auf die geistliche Ritterschaft, die Christen. Dabei entwirft er ein Sittengemälde des gesamten sozialen und politischen Lebens der Zeit. Noch mehr Verbreitung fand Ringwaldts Christliche Warnung des treuen Eckart (1588), der den ursprünglichen Helden des Gedichtes, Frommann (1582), verdrängt hatte. Innerhalb 40 Jahren wurde es 40mal neu aufgelegt; so mächtig wirkte es fort, und zwar nicht zum geringsten durch die seit Dante und dem Tundalus beliebte Einleitung des Stoffes in eine Vision. Der Dichter läßt hier den Helden der Sage, der schon 1538 in einem Fastnachtspiel Jörg Widtrams als Warner aller Stände aufgetreten war, in einem Gesichte den Himmel und die Hölle schauen und beschreiben. Jener wird in den überlieferten Bildern, doch wenig anschaulich geschildert; zu einem nahezu dramatischen Zeitbilde aber ist die Beschreibung der Hölle geworden, so lebendig und bunt wechseln die Charaktere. Ein Sünder nach dem andern trägt seine Selbstanlage vor, jeder als Vertreter eines Charakter- oder Standeslasters. Schonungslos stellt der Dichter die Gebrechen aller Stände, Geschlechter, Lebensalter bloß, er kennt keine Furcht vor den Großen und Mächtigen, schwingt auch gegen die eigenen Berufsgenossen die Geißel, und immer finden wir drastische Lebenswahrheit, denn die Laster und Torheiten, gegen die Ringwaldt ankämpft, sind allen Zeiten gemeinsam. Gegen „das übrige Geseuffe“ des Landadels tritt er in dem dramatisch-satirischen Zeitbilde „Weltspiegel“ auf, das die Schicksale eines Predigers darstellt, der durch eine Predigt gegen die Trunksucht die Gunst seines Schutzherrn, die diesem Laster frönte, und auch seine Pfarre verlor, dann in Mähren eine Pfarre erhält, aber in die Wirren der Gegenreformation hineingezogen wird, deren Vertretern er das Schlimmste wünscht.

Dem Geschmacke der Leser und Hörer des sechzehnten Jahrhunderts entsprachen am meisten jene Dichterwerke, die vergnügten, im Vergnügen aber auch belehrten. Das ästhetische Gefallen an einer poetischen Arbeit als solcher war nicht mehr vorhanden und die bloße Gestaltung ohne moralische Betrachtung genügte nicht, um anzuziehen oder festzuhalten. Ganz nach Wunsch waren daher die humoristischen Tiergedichte mit satirisch polemischer Tendenz, wie sie bald nach Fischarts Auftreten und unter dessen Einfluß entstanden. Als das bedeutendste davon gilt der Froschmeuseler oder der Frösch und Meuse wunderbare Hofhaltung, die der gelehrte und auch künstlerisch veranlagte märkische Satiriker Georg Rollenhagen (1542—1609) verfaßte. Schon als Student in Wittenberg (1566) hatte er, angeregt durch Veit Dtelers Vorlesungen über die griechische Batrachomyomachie (Froschmäusekrieg), diese Dichtung in deutsche Verse übertragen und damit den Beifall des Lehrers gefunden. Auf dessen Rat hin sollte er sie durch Einschübe zu „einer Kontrafaktur seiner Zeit“ machen; er ließ aber den Entwurf Jahrzehnte „unter der Bank“ liegen und wurde Prediger, Prorektor und Rektor der Lateinschule in Magdeburg, erwarb sich Ehre und Ruhm als Schulmann, pädagogischer Schriftsteller und Astrolog, trat mit Neubearbeitungen älterer Bibeldramen (Abraham, Tobias, Lazarus) für Schulaufführungen hervor, ehe er den Froschmeuseler in der umfangreichen und zeitgemäßen Bearbeitung ausgeben ließ (1595). Die Dichtung erfreute sich der Gunst der Leser, wurde von Rollenhagen vor der letzten Ausgabe auf 20000 acht- oder neunsilbige Verse erweitert und in den folgenden Jahrhunderten wiederholt gedruckt.

Ausgehend von dem griechischen Gedichte, wollte Kollenhagen nach dem Vorbilde des niederdeutschen Reynke de Vos, der durch eine protestantische Glosse eine Deutung auf das Sozial-Politische erhalten hatte, ein politisch-satirisches Epos schreiben. Für die Haupthandlung stand ihm aber nur die 300 Hexameter enthaltende griechische Erzählung zur Verfügung, deren Hauptmomente folgende sind: Der Froschkönig Bausback hält mit seinen Getreuen in einer anmutigen Gegend Hof. Da erscheint der weiße Mausprinz Bröfeldieb und es entwickelt sich zwischen ihnen ein Gespräch, das bald in das Politische einmündet. Bröfeldieb von Bausback zum Besuche seines Reiches eingeladen, willigt ein und unternimmt auf des Froschkönigs Rücken die Fahrt über den See dahin. Schon sind sie der Hofburg nahe, als jener die Wasserschlange erblickt, untertaucht und seinen Reiter ertrinken läßt. Darüber Jammer im Mäusereiche, Beratungen und schließlich Kriegserklärung. Der Kampf bleibt unentschieden, bis den Fröschen die Krebse zu Hilfe kommen. Gegen deren harte Panzer können die Mäuse nichts ausrichten und ergreifen die Flucht. Diese einfache Erzählung benutzte nun der Dichter als Rahmen für eine Unzahl von Gesprächen und Geschichten, die, der antiken Literatur oder dem Reynke entlehnt, meist in Form von Fabeln vorgetragen und vier- und fünffach ineinander gesteckt werden. Dadurch gewann zwar der Umfang, der epische Gang aber wurde gestört und die Dichtung in viele Episoden aufgelöst, die nur notdürftig zu einer Einheit verbunden sind und von denen jede eine bestimmte Lehre entwickelt. Denn auf Belehrung kam es dem Dichter vor allem an und den Entwurf eines Weltbildes, das die allseitige Tätigkeit des Menschen im öffentlichen und privaten, im kirchlichen und staatlichen Leben, in Krieg und Frieden umspannen sollte, erklärt er als sein oberstes Ziel.

4. Die Unterhaltungsliteratur des aufstrebenden Bürgertums.

Das Sprichwort. Die Fabel. Der Schwank. Die Volksbücher. Der Prozaroman.

Das Volkslied. Der Meistergesang. Hans Sachs.

Die Unruhe und Hast des Zeitalters teilte sich auch dem ästhetischen Geschmacke des gelehrten und ungelehrten Bürgertums mit, das jetzt an Stelle des Adels und der Geistlichkeit in literarischen Dingen den Ton angab. Die umfangreichen Dichtungen des Mittelalters gefielen nicht mehr; der beschäftigte Bürger hörte wohl gern in müßiger Stunde eine „schöne Historie“ oder ein „neues Lied“, aber sie mußten kurz sein und einen Sinn, d. h. eine scharf hervorretende Pointe enthalten, mochte sie nun die Lachmuskeln reizen oder zum Ingrimm herausfordern. So ganz nach Wunsch war, was fliegende, auf beiden Seiten bedruckte und mit Holzschnitten gezierte Blätter an Neuem und Interessantem in Hülle und Fülle boten.

Diese Vorliebe für möglichste Zusammenziehung des Unterhaltungsstoffes zeigt sich auch in dem Reichtum, den die Sprichwörterliteratur im sechzehnten Jahrhundert entfaltet, denn auch das Sprichwort hat eine wirkliche Begebenheit, eine Fabel oder einen Schwank zu seinem Hintergrunde. Schon das Mittelalter pflegte die Spruchdichtung, aber erst jetzt fanden deren Erzeugnisse (Freidank, Renner u. a.) durch den Buchdruck eine weite Verbreitung und wurden neben verschiedenen anderen Sammlungen zu Quellen für neue Sprichwörterfassungen. Deren Ausgangspunkt bildeten die *Proverbia communia*, eine gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts entstandene niederländisch-lateinische Sprichwörterammlung, und die von Bebel gesammelten und in das Lateinische übertragenen schwäbischen Sprichwörter. Aus jenen schöpfte Anton Tunnicius, ein Schüler des Hegius und später Domvikar zu Münster, der 1513 eine Sammlung niederländisch-weißfälischer Sprichwörter herausgab und zu jedem eine Übersetzung in lateinischen Hexametern hinzufügte. Mehrere Sammlungen „gemeiner deutscher Sprichwörter“ veröffentlichte Luthers Landsmann, Johann Agricola (Schnitter), der als brandenburgischer Hofprediger in Berlin 1566 gestorben ist. In patriotischem Schmerz klagt er über die Nachahmungssucht der Deutschen und über den Verfall der alten Tugenden und bekämpft als Lutheraner das Papst- und Mönchstum. Beides geschieht besonders in den Erklärungen, die er den Sprichwörtern nebst erläuternden Geschichten folgen läßt. Ohne Auslegungen, aber mit mancher guten Anekdote und volkstümlichen Erzählung ausgestattet sind die zwei Bände „schöner, weiser, herrlicher Klugreden und Hoffsprüch“, die Sebastian Franck aus Donauwörth 1541 herausgab. Er beherrscht das weite Gebiet volkstümlicher Sprüche und Redensarten mit Umsicht und war auch als Philosoph, Ethnograph und Zeitschriftsteller einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit. Voll nationaler Eifersucht will er durch den Reichtum seiner Sammlung zeigen, daß allenthalben, wo die Lateiner, Griechen und Hebräer nur ein Sprichwort haben, die Deutschen deren zehn aufweisen können.